

Wuppertal, 01. April 2016

Liebe Familie und Freunde, Spenderinnen und Spender,

lange habe ich mich davor gedrückt, den letzten Erfahrungsbericht über meinen Freiwilligendienst in San Felipe zu verfassen. Vielleicht, weil ich immer das Gefühl hatte, dass der 4. Erfahrungsbericht einen abschließenden Charakter hat. Jetzt denke ich weiter: Nur, weil ich mich (zumindest körperlich) nicht mehr in Chile befinde, heißt es nicht, dass ich mit diesem Land, mit den Erinnerungen und Menschen, die ich dort kennenlernen durfte, abschließen muss. Der Nachgeschmack Chiles ist kein bitterer – er ist aufregend und noch gar nicht so richtig zu beschreiben.

In den ersten Wochen nach der Rückkehr fühlte ich mich wie in einer irrealen Welt. Vieles, was ich mein Leben lang gekannt hatte, erschien mir auf einmal seltsam fremd. Die missgelaunten Rentner im Bus. Die eigenartig sterilen Wohnzimmer in den viel zu großen Häusern. Toilettenpapier direkt in die Toilette werfen? *Ni cagando!* Dadurch, dass ich von meiner Familie und meinen Freunden mit offenen Armen empfangen wurde, fiel mir die Eingewöhnungszeit jedoch nicht sonderlich schwer. An meinem 20. Geburtstag habe ich mit meiner Familie für meine Freunde chilenische Gerichte wie *Empanadas*, *Pebre*, *Ensalada Chilena* und *Pastel de Choclo* zubereitet. Natürlich durften auch chilenische Lieder wie *Loca* von Chico Trujillo und der köstliche Traubenschnaps *Pisco* nicht fehlen. Anders als andere Freiwillige fühlte ich mich in Deutschland nach der Rückkehr nicht „am falschen Ort“, bis heute nicht. Trotzdem kommen die Erinnerungen an Chile immer wieder hoch, dann immer sehr gewaltig und intensiv. Gerade während des Lernstresses an der Uni hätte ich mir nichts Schöneres vorstellen können, als auf dem Flugplatz neben unserem Haus in San Felipe die chilenischen Anden bestaunen zu können. Einmal habe ich geträumt, dass ich mit dem Fahrrad zum Centro Comunitario gefahren bin, nur um dann völlig perplex festzustellen, dass dies nun nicht mehr mein Ort ist.



Eindrücke, die bleiben

Ich denke oft an die Abschiede in den Projekten. Besonders traurig war dies in ebendiesem Centro Comunitario, der Nachmittagsbetreuung in einem Armenviertel San Felipes. All die lachenden Gesichter, wie sehr wünschte ich mir, dass sie ihren Weg finden, ihre Talente nutzen und nicht durch Chancenungleichheit ähnlichen Schicksalen erliegen, wie so viele andere Bewohner dieses Wohnviertels vor ihnen. Hoffnung machte mir ein Gespräch mit einem chilenischen Professor, den ich zufällig im Bus auf dem Rückweg von der Grundschule getroffen hatte. Er kam aus einem Problemviertel Santiagos, hat jedoch durch seine hervorragenden Noten ein Stipendium bekommen und als erstes Mitglied seiner Familie studieren können. Diese Erfolgsgeschichte motivierte seine Geschwister und Nachbarskinder, ähnliche Wege einzuschlagen.



Eine der Abschlussaktionen im Centro Comunitario: „Egal wo wir herkommen, wir erfüllen unsere Träume“.

Eine tiefgreifende Reform des hochgradig privatisierten Bildungssystems war der zentrale Punkt des Wahlkampfes der chilenische Präsidentin Michelle Bachelet. Das chilenische Verfassungsgericht entschied Ende letzten Jahres, dass das Gesetz der kostenlosen Hochschulbildung, das ab März 2016 an zahlreichen Universitäten und Fachhochschulen des Landes gelten sollte und von dem zunächst 200.000 Studierende profitiert hätten, nicht verfassungsgemäß ist. Ökonomisch schwach gestellte Studierende, die an einer privaten Universität oder Fachhochschule studieren, welche nicht in das Programm aufgenommen wurden, seien nach diesem Gesetz von der kostenlosen Bildung ausgeschlossen und diesbezüglich diskriminiert. Die wochenlangen Lehrerstreiks und Bildungsproteste, welche auch ich in Chile mitbekommen habe, scheinen also wieder einmal erfolglos gewesen zu sein. Das macht mich wütend und ratlos, aber auch Deutschland hat sich bezüglich gleicher Bildungschancen für alle wahrlich nicht mit Ruhm bekleckert. Ich hoffe wirklich sehr, dass der Grad der Bildung nicht nur in Chile, sondern auch in Deutschland in den nächsten Jahren immer weniger von der sozialen Herkunft abhängig sein wird.

Insgesamt kann ich sagen, dass meine Arbeit in den Projekten erfolgreich war. Oder um es etwas bildlicher auszudrücken: Die Suppe hätte auch ohne uns Freiwillige geschmeckt, aber durch unsere ganz persönliche Note wurde sie neuartiger, facettenreicher, manchmal sogar zu einem kulinarischen Vergnügen. Natürlich bin ich manchmal auch gescheitert, es haben Dinge nicht so funktioniert wie ich es mir vorgestellt habe, das Gericht ist mir angebrannt (im wahrsten Sinne des Wortes, danach durfte ich mir ein paar Wochen lang Witze über verbrannten Reis anhören). Gerade in der Casa Walter Zielke wurden wir Freiwillige von einigen Heimbewohnern oft nicht ernst genommen, auf unser Herkunftsland reduziert und wirklich schlecht behandelt. Dem Gegenüber standen andere Casa-Jungs, die unser Angebot dankbar angenommen haben. Dann haben wir uns gegenseitig stundenlang Geschichten erzählt, Musik gemacht, gesungen und inspirierende Ideen ausgetauscht. Aus zwei dieser Bekanntschaften sind wirkliche Freundschaften geworden, die wir immer noch aufrechterhalten. Ich kann es kaum erwarten die beiden wiederzusehen, ob in Chile oder in Deutschland.



Arbeit oder Vergnügen?

Trotz all der bereichernden Erfahrungen kamen bei mir immer wieder Zweifel, weniger an der Sinnhaftigkeit meiner Tätigkeit in den Projekten, als vielmehr bezüglich meiner Verantwortung und Zuständigkeit in einzelnen Situationen auf. Hier einige Beispiele:

1. Normalerweise bekam in der Nachmittagsbetreuung Villa Industrial jedes Kind von der *Tía* am Ende des Tages ein Stück Weißbrot mit Butter sowie eine Tasse Kakao. Ich habe zusätzlich Orangen, Äpfel, Paprikas, *Paltas* (Avocados) u.Ä. von dem für unsere Projekte vorgesehenen Geld besorgt, diese zusammen mit den Kindern geschnitten und zu bunten Obst- und Gemüsetellern zusammengestellt.
2. Ab und zu hörte ich in den Projekten sexistische, rassistische oder homophobe Aussagen. Diese Kommentare habe ich so oft es ging in Frage gestellt oder zumindest Diskussionen darüber angeregt.
3. Wie schon in einem vorherigen Erfahrungsbericht thematisiert, haben mich im Supermarkt die vielen Plastiktüten gestört. Einmal fragte ich im Supermarkt, ob sie auch Stoff- oder Papiertüten anbieten würden, die die Umwelt weniger belasten würden.

4. Auf dem wunderschönen Schulgelände der *Escuela Jahuelito*, zu welchem auch ein hübsches Wäldchen gehörte, lag immer wieder verstreut Müll herum. Meine Mitfreiwillige und ich beschlossen daher, im Sportunterricht eine Müllsammel-Aktion durchzuführen. Wir teilten die Klasse in zwei Gruppen ein und machten daraus einen Wettkampf – diejenige Gruppe, die mehr Müll eingesammelt hatte, bekam als kleine Belohnung einen Osterstollen.

In solchen Situationen habe ich mich im Nachhinein oft gefragt: War ich dazu berechtigt? Auf dem Ausreiseseminar in Solingen hatten wir solche Fragen natürlich bereits thematisiert. Vieles, was wir in Deutschland für richtig halten, sei es unsere Staatsform, bestimmte Gesetze, Lebensstandards, Normen und Verhaltensweisen, halten wir für das einzig Wahre. Zwischen den unzähligen vor Ankunft der Europäer in Amerika lebenden indigenen Völkern, mit ihren unterschiedlichen Kulturen und komplexen Gesellschaftssystemen wird häufig nicht differenziert, sie sind für viele Europäer bloß „die Indianer“. Damit sind ganz bestimmte Bilder verbunden. Diese Völker sind wild, primitiv, naturliebend, ursprünglich, unzivilisiert und ungebildet. Sie praktizieren barbarische Rituale, beherrschen exotische Tänze und sind glücklich, obwohl sie „doch nur so wenig haben“. All dies sind diffamierende und rassistische Gedankenmuster, welche im Endeffekt eine Legitimation für die grausame Ausbeutung, Unterdrückung und Ermordung der indigenen Völker in der Kolonialzeit darstellen sollte. Man müsse „die Wilden“ zivilisieren und erziehen, um ihr klägliches Leben lebenswert zu machen.

Das Schlimme ist, dass diese in der Kolonialzeit entstandenen Gedankenmuster in den Köpfen vieler Europäer weiterhin Bestand haben. Nicht ohne Grund wird im deutschen Sprachgebrauch immer noch das Wort „Häuptling“ verwendet. Der Begriff setzt sich zusammen aus dem Wortstamm "Haupt-" und dem Suffix "-ling", das eine verkleinernde (Lehrling), oft aber auch eine abwertende Konnotation (Feigling, Häftling usw.) hat.

Wie oft musste ich mir in Deutschland anhören, wie vorbildlich es von mir gewesen sei, den „Armen“ geholfen zu haben. Auch um diesem herabwürdigenden Überlegenheitsdenken entgegenzuwirken, ist das Freiwillige Auslandsjahr so wichtig. Wir als Freiwillige haben bei der Rückkehr in unser Heimatland die Aufgabe, Vorurteile aus dem Weg zu räumen und aufzuklären (freiwillig oder unfreiwillig, durch bestimmte Aussagen von den Gesprächspartnern dazu gezwungen).

Auf dem Ausreiseseminar wurden wir also dafür sensibilisiert, den Freiwilligendienst nicht als „Kolonialismus 2.0“, sondern als kulturellen Austausch zu sehen. Dies war unerlässlich und definitiv richtig. Es führte allerdings auch dazu, dass ich jegliche „Veränderungsgedanken“ absolut negativ konnotiert habe - Ich, als "weißer Europäer", habe nicht das Recht, während meines Auslandsjahres in Chile irgendetwas anzuprangern. Kultureller Austausch, sonst nichts. War mein Handeln in den vier beschriebenen Situationen also nicht gerechtfertigt?

Mittlerweile hatte ich genug Zeit, diese Frage kritisch zu reflektieren. Ich glaube, dass es zu einem kulturellen Austausch eben auch gehört, Unterschiede festzustellen, zu diskutieren und Kritik auszuüben. Es kommt einzig und allein auf die Art und Weise an, wie man dabei vorgeht. Als Oberlehrer, der alles besser weiß, wäre ich in Chile gar nicht ernst genommen worden – schon gar nicht in der Casa Walter Zielke. Wichtig sind Diskussionen auf Augenhöhe sowie die Bereitschaft, seinen eigenen Standpunkt gegebenenfalls nochmal zu überdenken. Vieles habe ich von der chilenischen Mentalität mitgenommen, z.B. weniger voreingenommen auf Fremde zuzugehen, spontaner zu sein und den Busfahrer beim Betreten des Buses zu begrüßen.

Wenn ich Kritik beispielsweise am chilenischen Schulsystem ausgeübt habe, dann nicht in erster Linie als "weißer Europäer", sondern als Elias, der es für absolut falsch hält, dass ungleiche Bildungschancen bestehen, aus Bildung ein Geschäft gemacht wird und sich viele Chilenen für eine angemessene Ausbildung hoch verschulden müssen. Gerade wenn ich während meines Auslandsjahres auf Verfechter dieses unfairen Bildungssystems gestoßen bin, wäre es für mich der falsche Weg gewesen, den Kopf wie eine Schildkröte einzuziehen, anstatt einige Aussagen zumindest in Frage zu stellen.

Was bleibt nach diesem Freiwilligendienst? Die Lust, mich weiter sozial zu engagieren, ungleiche Behandlung und Diskriminierung zu bekämpfen. Das Verlangen, hinter die Fassade zu schauen, immer nachzufragen und kritisch zu bleiben. Viele Momente und Erfahrungen, die mich geprägt haben, mich vielleicht auch verändert haben. Freundschaften zu Menschen, die viele Kilometer entfernt im längsten Land der Welt wohnen. Freundschaften zu meinen Mitfreiwilligen Philine, Franzi, Emily und Lasse, die gar nicht so weit weg wohnen.

Durch unsere wunderbare gemeinsame Zeit werden wir uns nicht so schnell aus den Augen verlieren, *weones*. Ich kann gar nicht sagen wie sehr ich das Jahr mit euch genossen habe.

Mir bleibt nur noch Danke zu sagen. Danke, dass Ihr meinen Freiwilligendienst unterstützt habt und meine Berichte gelesen habt. Danke an meine Organisation FiFAr e.V., welche mich von Anfang an in die Familie aufgenommen hat. Danke auch an Thomas Franke von der EKIR, der die Seminare mit seiner feinfühligem Art so besonders gemacht hat. *Se Pasaron!*

Elias

